

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 25.

Posen, den 31. Januar 1928.

2. Jahr.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstr. 5.

## Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

12. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Diese Nacht war nur ein klägliches, altersschwaches Fahrzeug mit geklickten Segeln, aber es hatte die lustigsten, fröhlichsten Insassen der Welt. Razaella und Nannina jubelten übermütig, als sich die beiden Männer an Bord schwangen.

Razaella bewirtete ihre Gäste ganz anders als tags zuvor Herolder. Razaella gab ein Vorgericht, das aus gebadenen Oliven bestand, hernach gab es Büchsenfleisch und Spaghetti sowie ein Gericht von dampfenden Seemuscheln, die sie selbst öffnete und mit Zitronensäure präparierte. Ja, Razaella hatte einen wunderbaren Johannisbeerschnaps an Bord, von dem auch nicht der geringste Rest übrig blieb. Schließlich verlangte sie für sich und ihre Freundin Zigaretten; denn ihr eigener Vorrat war schon verbraucht. Doch es zeigte sich, daß weder Herolder noch Bransen damit dienen konnte, und Razaella machte ein enttäuschtes Gesicht.

„Samba!“ grollte sie vorwurfsvoll. „Die Pfeife!“

Herolder hatte sich die Pfeife wirklich mitgebracht; er stopfte sie mit seinem scharfen Tabak, den er, in wasserdichtes Wachstuch gepackt, durch das Meer geschleift hatte. Razaella kniff die Augen zu und blies, während ihr die Tränen über die Wangen liefen, den Rauch vor sich hin.

Sie plauderten eine Stunde, und wieder stand der „Sohn“ des Fischers im Mittelpunkt des Interesses, und Razaella sowie Nannina überschütteten ihn mit Aufmerksamkeit.

„Bleiben Sie in Chioggia, Signore?“ fragte Nannina.

Herolder antwortete statt seiner: „Mein Sohn ist nur zum Besuch hier. Er wird bei uns bleiben, solange er Lust hat, dann fährt er wieder zurück.“

„Wie lange haben Sie Lust, Signore?“ Razaella sah ihm voll in die Augen. Bransen entgegnete in seinem besten Italienisch: „Solange mein Vater und Sie meiner nicht überdrüssig werden, Signorina!“

Razaella konnte das Rauderwelsch, das er gesprochen hatte, nicht verstehen und ließ sich den Satz von Herolder übersetzen. Herolder übersetzte: „Mein Sohn wird so lange bei uns bleiben, bis du seiner überdrüssig wirst, Razaella.“

„Dann wird er in Chioggia sterben!“ lachte Razaella vergnügt, und nun war es Bransen, der Dolmetschendienst beanspruchte. Er sah die Lachende an und bemerkte, daß sie plötzlich ernst wurde und ihn mit den Augen liebte.

Es war der letzte Tag, den sie auf dem Meer blieben; bevor die Dämmerung eintrat, lichtete Herolder den Anker und setzte die Segel in den Wind. Mit vollen Segeln fuhren sie der Küste entgegen.

In Chioggia hatte es sich schnell herumgesprochen, daß der Mann, der in dem Hause Herolders wohnte

und mit ihm auf den Fischfang ging, kein anderer als sein Sohn sei. Herolder war beliebt, und wenn man auch über die Räubergeschichte lachte, die er jedem, der sie hören wollte, zum besten gab, so glaubte man jetzt jedoch, ein Körnchen Wahrheit darin zu finden: er hatte ja einen Sohn, der aus Deutschland kam.

Bransen war bereits in eine neue Haut geschlüpft. Auf Rat des Fischers hatte er sein Äußeres so verändert, daß es schwer war, ihn nach dem Bild, das als Steckbrief um die Erde lief, zu erkennen. Zunächst hatte er sich die Haare scheren lassen; da aber sein Gesicht braun gebrannt und die nackte Schädelhaut ganz weiß war, so sah es aus, als wenn er sich eine weiße Kappe auf den Kopf gestülpt hätte. Auf seinen Unterarm waren mit blauen und roten Farben zwei sich kreuzende Schwerter gebrannt; seine breite Brust schmückte eine ähnliche Tätowierung. Er bot das Aussehen eines Matrosen, und man nahm allgemein an, daß der junge Herolder vom Schiff kam. Bransen erlangte mit der Zeit absolute Sicherheit; er machte Bekanntschaften, spazierte in den Straßen und schrak nicht mehr zusammen, wenn er zufällig einem Konstabler begegnete.

Der letzte Fang hatte guten Gewinn gebracht; auf dem Fischmarkt hatten sich die Händler um die Heere der Scampi gerissen. Herolder hielt es wie die großen Geschäftsleute: er lebte eine Zeitlang unbesorgt von seinem Verdienst und fuhr erst wieder aufs Meer, wenn die Notwendigkeit ihn zwang. Vorläufig aber widmete er seine Zeit dem Freund und billigte durchaus die Entwicklung der Dinge.

„Ich glaube, man spricht kaum noch von dir,“ sagte er, nachdem er einen ganzen Stapel Zeitungen bewältigt hatte. „In zehn verschiedenen Blättern nicht eine einzige Notiz!“

Bransen ging durch die „Kajüte“ des Fischers und maß die Wände mit schnellen Schritten ab. Es war ein niedriger Raum mit alten holzgeschnitzten Möbeln und einem steinernen Boden. Die Wände waren mit einer Anzahl von Bildern bedeckt, die alle Herolder in einer besseren Zeit zeigten. Herolder auf dem Rennplatz, Herolder im Kreis seiner Freunde, Herolder im Talar, Herolder mit einem jungen Mädchen, und auf allen Bildern hatte Herolder ein wunderbares Lächeln, das längst von seinen Lippen gewichen war. Herolder war ein flotter junger Mann gewesen, bis jene Krise eintrat, der er erlegen war. Dieser Herolder setzte seine ganze Kraft daran, seinen Freund durch die Krisis zu bringen, in der er sich immer noch befand.

„Weiß der Teufel, sie sollen dich nicht finden!“ rief er aus und schlug mit den Händen auf seine Schenkel. „Ich will nicht Herolder sein, wenn es mir nicht gelänge, dich über den Berg zu bringen!“

Es war ein harmonisches Leben, das die beiden führten; Herolder kochte selbst und wußte viele vorzügliche Rezepte; Bransen dagegen hielt die Wohnung in Ordnung.

In den nächsten Tagen wagte der ehemalige Rechtsanwalt einen gefährlichen Streich. Er ging zur Polizeibehörde, um seinen Sohn anzumelden. Er schob dem Beamten, der nach den Papieren fragte, die üblichen For-



mulare zu, die mit „Christian Herolder, geboren in Berlin“, ausgefüllt waren. Der Beamte knurrte: „Papiere, Papiere!“

Ja, die seien noch in Triest auf dem Dampfer; sein Sohn sei Matrose, und der Kapitän pflege die Papiere seiner Leute persönlich aufzuheben. Der Beamte blickte den Fischer mit Augen an, die wie Bürsten an ihm herumkrazten. Es bedurfte der ganzen Suada Herolders, um die Formulare abgestempelt zurückzu- erhalten. Für Bransen war damit viel gewonnen. Die italienische Behörde hatte ihm bestätigt, daß er Christian Herolder und der Sohn des Fischers sei. Und in Wahrheit: er wuchs immer mehr in seine angenommene Rolle hinein, und eines Tages war auch sein nackter Schädel braun gebrannt wie der übrige Kopf.

An den heißen Abenden saßen sie vor einem kleinen Café, das seine Stühle und Tische weit auf die Straße vorgeschoben hatte. Hier trafen sich die ersten Leute der Stadt: wohlhabende Fischer mit ihren Frauen, Kaufleute, Händler. Die Straße und die Einrichtung des Cafés waren armselig, doch die Frauen hatten sich bunt herausgeputzt und trugen lange, befranste Schals um die Schultern.

Herolder hatte den Freund mit einer Anzahl von Leuten bekanntgemacht, und mit diesen saßen sie an einem Tisch, Abend für Abend. Da war der Fischmakler Benedetto Marziale, ein schlauer Bursche mit einem grimmig schwarzen Vollbart, ein gewandter junger Mann namens Bissolo, Inhaber einer Drogerie, dann ein paar Fischer, die alle gleichermaßen nach Meer und Tran rochen, und schließlich Signore Carlo Crivelli, der angesehenste der Tischrunde, von Beruf Dichter und in zweiter Linie Magistratsbeamter. Carlo Crivelli trug stets eine übertrieben gelbe Aktenmappe bei sich, die ihn vor allen anderen auszeichnete. Diese Aktenmappe war ebenso bekant wie er selbst. Er war hager, gelb und Sarkastisch, plakte jeden Augenblick mit einem schlechten Witz heraus und spielte leidenschaftlich gern Domino. In dem jungen Herolder fand er den richtigen Mann, der mit Freundlichkeit eine Partie nach der anderen verlor.

„Silentium, Silentium!“ schrie er während jeder Partie die Tischgenossen an und flüsterte im nächsten Augenblick Bransen zu: „Bitte, Sie sind am Zug.“ Sobald Bransen seinen Stein angelegt hatte, erklärte er mit Seelenruhe: „Bitte, Sie haben verloren,“ und mit leisem Triumph warf er seinen letzten Stein auf den Tisch.

Carlo Crivelli öffnete seine gelbe Aktenmappe und entnahm ihr ein Paket Papiere, die von oben bis unten beschrieben waren. „Bitte, haben Sie Interesse?“ fragte er Bransen.

Bransen nahm die Blätter in die Hand und überflog sie mit einer gründlichen Miene. Es waren Novellen, doch er beherrschte die Sprache noch nicht so, daß er sie hätte lesen können. „Ah, ausgezeichnet!“ rief er aus und gab die Papiere begeistert zurück. Crivelli strahlte und fügte hinzu: „Nicht wahr, das ist Kunst?“

An einem dieser Abende geschah es, daß Carlo Crivelli mit der Uhr in der Hand auf den Partner wartete. Der alte Herolder saß längst bei seinem Chianti, doch der Sohn kam nicht. Crivelli war unglücklich und schielte traurig auf die Dominosteine hinab.

Nein, Bransen hatte an diesem Abend eine Begegnung, die ihm wertvoller als seine Dominopartie erschien. Er kam von Zuhause und bummelte die Hafens- straße hinunter; da gewahrte er Rafaella, die vor ihm Haus saß und stikte. Sie hatte den Rahmen auf die Anie gelegt und beugte den Kopf tief hinab.

„Signorina!“

„Oh, Signore!“ Rafaella sprang auf und reichte ihm die Hand.

Bransen sah sie etwas enttäuscht an; er hatte den Augenblick noch in Erinnerung, wo sie fast nackt aus

dem Meer gestiegen war. Rafaella trug jetzt einen braunen Rock und eine braune Bluse von größter Einfachheit, weder Strümpfe noch Schuhe; ihr Haar war in einer altmodischen und unkleidsamen Weise aufgesteckt. Ihre nackten Füße waren nicht ganz sauber; bis zum Knie hinauf sah man Spuren von Sprihern. Aber auch sie musterte ihn mit enttäuschten Blicken und rief erstaunt: „Oh, Signore, wo haben Sie Ihre Haare gelassen?“

Ja, die Haare waren verschwunden; Bransen fuhr sich lachend mit der Hand über den Schädel.

Rafaella besorgte einen Stuhl und bat ihn, Platz zu nehmen. „Mein Gott, wo sind Ihre Haare, Signore?“

„Das ist mein Sommerfeld, Signorina. Es ist lästig, mit einem Pelz auf dem Kopf rumzulaufen.“

Rafaella lachte, sah aber nicht von ihrem Rahmen auf; sie stikte die ganze Zeit über. „Was für ein Unfinn! Ich habe mehr Haare als Sie und beklage mich nicht.“

Bransen sah sich ringsum und wunderte sich, daß er Rafaella nicht früher als heute getroffen hatte. Doch er kam nur selten durch diese Straße, er hatte bisher fast immer einen Umweg gemacht, weil hier ein Schmutz und ein peinlicher Geruch von ausgehängter Wäsche zu Hause waren, denen man besser aus dem Wege ging. Die Häuser waren arkadenförmig gebaut, und in den Wölbungen hingen dicke Spinnengewebe; gerade über Rafaella war ein kleines, buntes Heiligenbild befestigt. Ihr schönes Gesicht mit den sprühenden Augen und dem aufrührerischen Mund war ein augenfälliger Gegensatz zu dem feinen, durchgeistigten Madonnenkopf.

„Macht Ihnen die Arbeit Vergnügen?“ fragte Bransen mit seinem Wörterschatz in der Hand, um nicht in Verlegenheit zu geraten.

„Nein, gar nicht, Signore. Ich stide ja nicht für mich, sondern für die Fabrik.“

„Würden Sie nicht die Gefälligkeit haben, auch für mich etwas zu stiden?“

Rafaella sicherte vor sich hin. „Was wollen Sie mit Spizen?“

„Ich möchte sie Ihnen schenken.“

„Oh, Signore, Sie sind sehr kühn!“ Rafaella sah ihn mit großen Augen an. „Wenn Sie mir Geschenke machen, so kann ich sie nicht erwidern. Wir wollen doch nicht damit anfangen.“

Bransen erkundigte sich vorsichtig: „Stiden Sie den ganzen Abend, Rafaella? Sehen Sie, es wird schon dunkel, Sie werden sich die Augen verderben.“

„Ich habe sehr gute Augen und sehe auch im Dunkeln.“

„Wenn ich Sie aber bitten würde, mir Gesellschaft zu leisten?“ sagte Bransen leise und suchte ihren Blick.

„Dann würde ich's mir überlegen,“ beendete Rafaella den Satz. „Wollen Sie mich etwa einladen, Signore?“

„Ja, Signorina, das habe ich vor.“

„Nun, dann tun Sie's doch!“ Rafaella lächelte, hob den Kopf und neigte ihn wieder, sie senkte und nahm den Rahmen vom Schoß. „Aber was wollen wir anfangen, Signore? Chioggia ist ein Nest, wenn Sie das noch nicht wissen sollten. Man geht ein paar Straßen auf und ab und ist schon zu Ende. Sie haben doch nichts dagegen, daß ich Nannina mitbringe?“

„Gewiß nicht,“ erwiderte Bransen, doch darin lag soviel Enttäuschung, daß Rafaella laut herauslachte.

„Sie sagen zu allem ja und Amen! Sie verdienen wirklich, daß ich nicht nur Nannina, sondern auch Giovanni, Bettina und Carmen für den Abend bitte!“

Sie senkte ihre Augen in die seinen und lächelte. „Wenn Sie es aber wünschen sollten, so werde ich Nannina ablagen.“

„Ja, ich bitte Sie darum.“

(Fortsetzung folgt).



**Bettler.**

Ein Bettler steht vor deiner Thür, wenn du  
 sie öffnest. Flehend bittet er eine Gabe,  
 die dürre Hand spricht stumm, daß schon dem Grade  
 sein harter Lebensweg neigt wieder zu.

An wieviel Tüthen muß er bittend lauschen,  
das Ohr gespannt, ob nicht ein Schritt doch hallt.  
Starr blinzelt das Auge. Seine Zunge lallt  
schon einen Gruß — doch niemand will ihn tauschen.

So wendet schließlich wieder er zum Sehen  
die mühen Glieder. Bitter wird sein Blick,  
da er mit demem abwägt sein Geschick. —  
Du könntest ihm jetzt nicht ins Auge sehen.

(Mit besonderer Genehmigung des Romantik-Verlages, Berlin.  
dem Buche „Meinen Frühverliehenen Lieber“ von Hellmut Schlien.  
entnommen.)

## Ein schlimmer Scherz!

Novelle von Henri Barbusse.

„Das ist verteuft lustig,“ meinte Basitte.

"Ich weiß noch Späfigeres," entgegnete Jakobus. "Es spielt auch in diesem australischen Rand, wo sich alle Rassen und Leute der Welt — die aber durchaus keine Leute von Welt — begegnen. In einem Winkel einer im Entstehen begriffenen Stadt mit Namen — der Teufel soll mich holen, wenn sie nicht Durbank-City hieß, ihre Häuser waren aus Holzplanen und ihre Straßen aus Schut — hatten sich einige Bürger, zu denen ich gehörte, zusammengetan. Warum? Natürlich um Gold oder Silber zu suchen . . . . . Verwegen, Geld nicht achtend, abenteuerlich wie wir waren, bildeten wir eine Gesellschaft zu wechselseitigem Wagnis und Gewinn. Man fand es dort spähig, uns Banditen zu heißen. Wie man sich auch zu dieser Behauptung stellen mag, die ich jetzt, wo ich in Ehren reich geworden bin, verachte — sicher ist, daß man dort unten eine andere Art der Unterhaltung pflegt als im alten Europa.

Während des Eisenbahnbaues, der eine Ueberschwemmung von Chinesen mit sich brachte, dinierten wir in der mit bunten Mellemalagebildern besetzten Hude der Arabella Sal, die ein dreifaches Weibsbild war, das uns Kachelhaus vorsetzte, die hart wie Pferde-Häfer waren, und Beestheats, an die man Schlittschuhe hätte anschrauben können.

Aber was! War trotzdem ein guter Ort und eine gute Zeit! Da war Billy Jaggs, Fitz Poccot, Junius Tector, Senator Espinosa Nikolai nicht zu vergessen, und ich. Vor allem — und zwar aus Biergläsern, tranken wir einen reinen Nestar, der „Mithletenwisch“ Sieb und in dem Konsumenten sogleich den Wunsch erweckte, Bäume auszureißen.

Ich war ein Kerl — na, wie die anderen. Aber ich muß anerkennen, daß Junius uns alle übertrumpfte. Ein Prachtexemplar! Erat er in seiner ganzen Länge und Breite durch die offene, große Thür, dann war es, als schloße sie sich. Einmal hat er einen Mexikaner — eine dieser Typen, die lange, braune Gesichter wie Zigarren haben — bloß dadurch festgehalten, daß er — bis Hilfe kam, seinen Fuß auf den des andern setzte. Und er war so von Branntwein durchtränkt, wie der Docht eines Spirituslochers. Man kannte ihn als einen Freund von dunklen Abentheuern. Aber aus Mangel an Beweisen war immer alles ohne Folgen geblieben, und er stand im Begriff, im Augenblick, von dem ich spreche, Miß Bille Bungalow, die ein ganz gerissener Engel war und ein prächtiger Dämon dazu, zu heiraten. Das war der Mühe schon wert. Ihr Haarschopf glänzte im Sonnenschein wie eine Goldpepette . . . Der Vater Bungalow, ein alter, reicher Geizhals, hatte sich dieser Verbindung widersetzt. Er verbarg — wo, das hatten wir niemals entdecken können, waren aber dessen sicher — einen unerschöpflichen Schatz, der früher oder später das Glück seines Schwiegersohnes bilden sollte.

Da fand man eines Morgens den alten Bungalow ermordet. Neben dem erstarrten, durchlöcherten Rababer und den ausgeplünderten Koffer, Junius Rebolber! Noch mehr! Junius hatte diese Nacht die Baracke nicht betreten, die er mit Bob Planturus theilte.

Nachdem ein ganzer Trupp Polizisten den Riesen — hinter-  
wäldt — festgenommen und ihn mit Striden und Ketten ins Ge-  
fängnis geschleift hatte, — es waren so viel Transporteure nötig,  
wie man braucht, um eine Gipsstatue, die immer dieselbe dumme  
Bewegung macht, zu überführen, — fand man bei ihm die  
Papiere, die dem aus der Welt geschafften Alten gehört hatten.  
Junius war die Geduld ausgegangen.

Wir wurden einer wie der andere zugelassen, um den des Verbrechen verdächtigen Hünen in dem vergitterten Keller, wo man ihn eingeschlossen hatte, anzusehen. Lächelnd traten wir wieder ans Tageslicht! Tatsächlich: so sehr auch aller Ansehn gegen ihn sprach, er war doch nicht schuldig. Kein Zweifel darüber! Ich weiß wohl, diese Gewissheit war nur von sekundärer Wich-

rigkeit, aber es gab Besseres. Junius war im Besitze eines Unschuldswortes, eines ausdagegebenden, in Form eines Affid. Die ganze Nacht, in der er sich damit beschäftigt haben sollte, dem eigenthümlichen Achtzigjährigen vom Leben zu kurieren, hatte er mit William Erott, dem Inspektor der Wasserversorgungs-gesellschaft, dem Kartenspiel zugebracht.

Junius magte sich den Spaf, diese Tatsache dem Scherif vorzuhalten. Unter dem Siegel des Geheimnisses erzählte er es uns lachend, und wir freuten uns — einer wie der andere — mithin auf das Geficht, welches der Richter machen mußte, wenn nach vorzefflichen Schuldbeweisen die entscheidende Zeugenaussage fallen mußte. Und William Trost, ein sehr origineller Niedermann, der einen so enormen Schädel hatte, daß er sich wie ein Put ausnahm, gab sich bereitwillig zu diesem Werkspiel her und rief sich im Vorgeuß dieses sensationellen Processes die Hände. In seiner Erwartung widmete er — erst vor kurzem in die Gegend gekommen — dem „Athletenwhisky“ eine wahre Leidenschaft und imprägnierte sich damit in methodischer, wohlbedachter, administrativer Weise.

In diesen jungen Ansiedlungen rechnet die Lustig schnell ab. Uebrigens war es nicht schwierig, die Anlagearten gegen unseren Freund zusammenzustellen, der — als guter Engländer — die Rolle des Opfers bis zur äußersten Grenze spielen wollte.

Wir schritten zur Verhandlung wie zur Hochzeit. Es ging schief. — Und je schiefes es ging, um so mehr fliehen wir uns mit den Fäusten in die Seite — wie das auch bei einer Hochzeit vergnügte Gäste höflich tun.

Erzuzagen im letzten Augenblick und bei der letzten Frage erhebt sich mein Junius, schaukelt wie eine Kappel hin und her, sagt klar und deutlich: „Ich bitte um Entschuldigung, Sir Horatio, ich habe bestimmt etwas dazu zu sagen. Oh, eine Kleinigkeit! Die Nacht zum Sechzehnten habe ich mit einem Gentleman verbracht, einem Beamten der Wasserversorgungs-gesellschaft, dem ehrenwerten Mister William Trott, den ich zu vernehmen bitte.“

nehmen hie. Theatercomp! Die Anwesenden johlten. Der entgeisterte Vorsitzende schielt wie ein ungeschickter Jäger auf Juntius, und die leere Klinte ist auf ein großes Bild gerichtet, welches sich — mit eurer Erlaubnis — aus dem Staube macht. Seine Stimme fand trotzdem die berufsmäßige Sicherheit wieder, um das Erscheinen der genannten Person anzuordnen.

Alle Blicke sind auf den Eingang gerichtet.

"Der ehrenwerte Zeuge!"

Da ist er. Man führt ihn in die „Bot“. Er machte einen befürgzten Eindrud. Wir freuen uns wie Schüler. Junius lacht bis an die Ohren. Stille herrscht wie in einer ergreifenden Theaterszene. Der Richter fragt Mister William Trott, was er auszusagen hat.

Der Beamte senkt die Augen. Ein schwaches Murmeln kommt aus seinem Munde:

"Ich . . . bin . . . ein Sünder!" sagt er.

"Ach! — Aber was wissen Sie in bezug auf die Ermordung  
Mitter Alexander Bungejows?"

„Er war ein Sünder,“ spricht in gleichem Tone Trott.

„Gut," versetzte der Richter. „Aber kennen Sie diesen Mann?" fügt er, auf den Angeklagtenweisend, hinzu.

„Das ist ein Sünder, und Sie sind auch einer,“ psalmodierte ganz sanft William Trott.

Der Präsident stampfte mit dem Fuße auf und sein Gesicht runzelte sich, faltete sich unter dem Rand seiner weißen Perücke zu linienartigen Furchen. Wie eine Seite der Bibel sah es aus.

„Um das alles handelt sich's nicht. Dieser Mann, verdächtig des in der Nacht zu Sonnabend, dem Sechzehnten, an Alexander Bungalow verübten Mordes, behauptet, diese Nacht mit Ihnen zusammengewesen zu sein. Ist das richtig?“

Der Wasserinspektor faltet die Hände und schüttelt sein umfangreiches Haupt.

„Ich möchte in den Himmel kommen,“ antwortete er bloß.

Und sezt sich mit weit aufgerissenen und in Thränen schwin-  
nenden Augen hin; seine kurzen Schildkrötenarme bewegen sich  
nach allen Seiten seines riesigen Kumpfes, in den ein Teil der  
kurzen Beine wieder hineingewachsen zu sein scheint.

Bei der Gerechtigkeit des Himmels! Ihr ahnt es: William Trott war wahnsinnig geworden. Der in zu massiven Dosen genossene „Athletenwhisky“ bewirkt bei schwachen Intelligenzen solche Verheerungen.

Gleich mit der Vernunft des einzigen Entlastungszeugen scheiterte Junius Tectors letzte Hoffnung. Seine verrückten Gesten und unsere Proteste, Schreie, indirekten Aussagen, fruchteten nichts. Im Gegenteil, um Haarsbreite sahen wir uns der Mithäberschaft beschuldigt, mußten während der Abfassung und Verlesung des Urtheils sitzsam auf unseren Plätzen verharren und währenddessen noch behäfflich sein, Mißer Trott in einen mit Matrasen ausgepolsterten Raum zu überführen.

Der — von innen und außen mit Wasserheilsmethode behandelte Beamte genas sechs Monate nach dem Tag, an welchem Julius gehängt worden war, und drei Monate später stellte sich der wahre Mörder selbst. Nur noch eine Bemerkung: Wir fanden das Vorkommnis zuerst etwas toll; aber dann kamen wir beim Nachdenken zu dem Ergebnis, daß unser Freund — bei Unfehlbarkeit des Gerichts an jenem Tage zwar nicht gehängt worden wäre, aber dafür seit vielen Jahren so manches liebe Mal."

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von D.  
A n d e e.)



## Dummheiten der Woche.

Kleine Bilder aus der großen Welt.

(Nachdruck verboten.)

### Erfolg garantiert.

Eine Frau in Saalfeld, deren Mann unter feinen Umständen zugeben wollte, daß sie sich einen Bubilopf schneiden lasse, hatte sich selbst ihr meterlanges Haar gewaschen und versucht es zu trocknen, indem sie ihren Staubsauger anstiedte. Hierbei geriet das Haar in das Saugrohr, blieb stecken, verwickelte sich und mußte abgeschnitten werden. Auf diesem Umwege kam die Frau zu dem längst gewünschten Bubilopf, und er hatte sich sehr zufrieden sein. Wessen Eltern und Männer nichts von der neuen Haartracht wissen wollen, schaffe sich einen Staubsauger an. Erfolg wird garantiert.

### Schlaflied zum Aufwachen.

In Oesterreich existiert eine Lehrerzeitschrift, „Die Quelle“, in welcher kürzlich ein modernes Wiegenlied abgedruckt und zum Einsingen bestens empfohlen war. Es lautete:

„Kinderl, bleib' im Bett schön liegen,  
Hörst du nicht das Luftschiff fliegen?  
Bleibst du mir noch lange wach,  
Fällt das Luftschiff auf das Dach,  
Kinderl, bleib' im Bett schön liegen,  
Sonst wird dich das Auto kriegen,  
Auto fährt dir übers Bein,  
Oh, da wird mein Kinderl schrei'n...“

Wenn die Babys, denen so was vorgesungen wird, eine Ahnung hätten, um was es sich handelt, keins von ihnen würde einschlafen. Aber so kann man ihnen ruhig dies Lied vorsingen, ohne befürchten zu müssen, daß sie gleich von Luftschiffen und Automobilen träumen.

### Pampus.

In der „Neuen Leipziger Zeitung“ war folgende Anzeige zu lesen:

„Wer spielt mit Preussische Lotterie? Wer arbeitet einen Tisch aus Pampusstöden? Suche Puppenofen und Badröhre zu kaufen. Artikel aus en gros zum Wiederverkauf.“

Was ist los hier? Und was sucht dieser Wiederverkäufer aus einem Engroslager? Leute, die mit ihm Preussische Lotterie spielen? Oder einige Duzend Badröhren für Puppenstuben? Oder ein paar Ballen Pampusstöcke? Warum keine Pampusstöcke? Die bekommt man doch viel leichter!

### „Der Papagei ist ein Hund.“

Ein Mister Douglas aus London, der für sein Leben gern Schildkröten ißt, fuhr selbst nach Marlow, kaufte dort ein lebendes Exemplar, packte es in seinen Rucksack und fuhr wieder nach London zurück. Gerade als er das Abteil betreten wollte, streckte die Kröte ihren Kopf aus dem Sack, und der Schaffner rief:

„Was ist das da?“

„Eine Schildkröte.“

„Dürfen Sie nicht mitnehmen.“

„Warum denn nicht?“

„Verboten. Hunde dürfen das Abteil betreten, ebenso Katzen, Kanarienvögel und Papageien, denn die gelten ebenfalls als Hunde.“

„Nun und die Schildkröte?“

„Das ist ein Insekt, die muß in den Gepäckwagen.“

Mister Douglas blieb nichts anderes übrig, als mit seinem „Insekt“ den Packwagen zu besteigen.

### Seltene Pläne.

Als man in Midderst (Gouvernement Tomsk) einige Bergwerksgebäude aufführen wollte, bestellte man Pläne, begann aber gleichzeitig mit der Durchführung der Bauten. Die Architekten mußten daher die Pläne nach den Gebäuden anfertigen, und jetzt schwitzt man Angst in Midderst, denn was soll man tun, wenn die Pläne in Moskau nicht genehmigt werden?

Einen ähnlichen Schildbürgerstreich hat sich die Stadt Hagen i. W. geleistet. Nachdem sie nämlich eine ganze Reihe von Häusern mit Notwohnungen hatte bauen lassen, erschien ein Herr aus Düsseldorf und wies nach, daß das bebaute Gelände ihm gehöre. Also sah sich die Stadt Hagen, die Häuser auf fremdem Boden baut, im Glauben, er gehöre ihr, genötigt, dem Eigentümer eine hohe Abstandssumme zu zahlen. Cubert.

### Luftige Geschichten aus Ostpreußen.

Auf einem Spaziergang begegnete mir — es sind mehrere Jahre her — ein bekannter höherer Offizier. Derselbe bat mich, da er sich nicht wohl fühle, ihn bis zu seiner Wohnung zu begleiten. Mit Mühe gelang es mir, ihn nach Hause zu bringen. Einige Stunden darauf war er einem Schlaganfall erlegen.

Am nächsten Tage sprach die Wäschfrau mit meiner Frau über diesen Todesfall. Meine Frau erwähnte dabei, daß der Verstorbene noch kurz vor seinem Tode von mir nach Hause gebracht worden sei, worauf die Frau erwiderte: „Ja, ja, ich habe das gelesen, das steht ja im Blatt.“ Als meine Frau das bestritt, wies die Wäschfrau auf den Nachruf in der Zeitung und las vor: „Gestern verstarb plötzlich unser verehrter . . . . Mit ihm ist ein Mann heimgegangen, der sich in den weitesten Kreisen der Bevölkerung großer Beliebtheit erfreute.“

Als ich zum Geburtstag meiner Tochter, welche in Danzig in Pension war, einmals dorthin fuhr, bat ich die Pensionsmutter,

ein paar Flaschen Wein zur Feier holen zu lassen. Diese sagte mir, sie habe bei dem nebenan wohnenden Kaufmann im Schaufenster unter anderem auch Liebfrauenmilch stehen sehen. Ich bat, sie möchte von diesem Wein zwei Flaschen holen lassen. Nach einer Weile erscheint das Dienstmädchen ohne das Gewünschte und erklärt mit etwas verschämter Stimme: „Es war nur der Bechling im Geschäft und der sagte, Liebfrauenmilch hätte er nicht, sondern nur kondensierte!“

Ein Schulmädchen hatte vor dem Schulgang den Schweinefall ausgemistet, sich aber nicht gewaschen, so daß sie gerade nicht angenehm duftete. Ich schickte sie zurück mit dem Auftrag, sich erst einmal zu säubern. Nach einer Stunde erscheint sie wieder mit folgendem Antwortbrief der Mutter: „Sehr geärrter Herr Lehrer! Indem das meine Tochter keine Rose ist, haben Sie auch nicht daran zu riechen. Sie haben ihr zu lehren!“

In B. wohnte vor nicht langer Zeit ein Fischer namens Schöttle, der ein großer Liebhaber des Branntweins war und häufig mit seiner Frau bieserhalb in Konflikt kam. Eines Nachts wacht die Frau auf und sieht, daß der Mann an das Schloß geht, die Schnapsflasche herausnimmt und einen gewaltigen Schluck tut. Darauf sagt die Frau: „Dawer Schettle, schämst die dich, nu söpst all önnne Nacht?“ — „Da Mutter, sie doch man stöhl! Wie heft gedrömt, öö habb soa sehr fett Schwienfösch gefräte.“

Anlässlich einer Kirchenvisitation spricht der Pfarrer zu den Kindern über das Wort: „Wenn du aber beteist, so gehe in dein Kämmerlein . . .“ In der Erläuterung meinte er nun, daß das bei den heutigen oft sehr beengten Wohnungsverhältnissen manchmal schwierig sein dürfte: „Aber“, betonte er, „nicht wahr, liebe Kinder, wo ein Wille ist, ist auch . . .?“ und deutete fragend auf einen Jungen. Prompt gab dieser zur Antwort: „Wo ein Wille ist, ist auch ein Kämmerlein!“

Ein ostpreussischer Landwirt hat geschäftlich in Berlin zu tun. Nach seiner Rückkehr fragt sein Nachbar: „Sag' mal, wie ist denn Berlin so eigentlich?“ — „Berlin? Das läßt sich schwer beschreiben. Kennst du Labiau?“ — „Ja.“ — „Na, dann werd' ich dir sagen: gegen Berlin ist Labiau 'n Schiet!“

(Aus der „Georgine“.)

## Aus aller Welt.

### Lebt der Mars?

Schon der berühmte Astronom Schiaparelli in Italien deutete aus dem fast unveränderlichen Vintennek der sogenannten Marskanäle die Existenz intelligenter Wesen auf unserem Nachbarplaneten. Er behauptete, daß die Kanäle das Schmelzwasser der Polar-Eiskappen nach den dünnen Flächen des verhältnismäßig wasserarmen Mars leiteten, und so der landwirtschaftlichen Kultur und dem Leben der Marsbewohner überhaupt dienen.

Diese Ansicht ist später, besonders heute, stark umstritten worden. In den letzten zwei Jahren haben zwei Gelehrte auf der bekannten amerikanischen Sternwarte des Mount Hamilton sich eingehend mit dem Studium des Mars befaßt. Durch viele wertvolle Photographien in dem 33zölligen Refraktor konnten sie u. a. das Vorhandensein von Wolken über der Marsoberfläche feststellen, die den Wolken unseres Luftmeeres vollkommen ähnlich sind. Sie glauben daher, daß auch die Atmosphäre des Mars ein Leben von allerlei Wesen und Pflanzen auf der Oberfläche unseres Nachbarplaneten ermöglicht.

### Der Sand als Verräter.

In den Oasen der Sahara wird, wie alle Reisenden versichern, sehr wenig gestohlen. Man läßt dort die Kamele in voller Freiheit auf der Weide.

Diese Achtung vor fremdem Eigentum ist sicher nicht auf besonders hohe Moral zurückzuführen, sondern auf eine geographische Eigentümlichkeit; kein Mensch kann einen Schritt machen, ohne eine Spur im Sand zu hinterlassen. Der Dieb würde verfolgt und sehr rasch gefunden werden.

Die Bewohner der Oasen sind gewohnt, die Eindrücke im Sand zu beobachten und zu untersuchen. Sie erkennen die Hufe ihrer Kamele und der der Nachbarn. Manche Menschen sind Meister in dieser Kunst des Spurenerkennens, sie werden „Spurensucher“ genannt. Ist ein Verbrechen begangen, so verfolgen sie die Fährte und finden den Verbrecher mit unglaublicher Sicherheit und Schnelligkeit.

## Fröhliche Ecke.

Die Mode. „Schatz, kannst du mir nicht sagen, was für ein neues Abendkleid Frau Neurich bei eurem Festessen gehabt hat?“ — „Leider nein, Liebling, ich habe nicht unter den Tisch gesehen.“

Er kennt sich. „Donnerwetter, hast du einen feinen Mantel an, was hat denn der gekostet?“ — „Ohne Gerichtslosten 250 Mark!“

Ein praktischer Mann. Pampe, der, nachdem er spät nach Hause gekommen ist, von seiner Frau mit dem Ausklopper Krügel bekommen hat: „Aber morgen früh gehst du gleich los und kaufst einen Staubsauger.“

Verantwortlich: Hauptkassier Robert Styra, Roanoke.